

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [18]

Artikel: Die Walküre [Fortsetzung]
Autor: Brandis-Marcusen, Lilli von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die alte hölzerne Rheinbrücke, die hinsichtlich ihrer Konstruktion in der Schweiz kaum ihresgleichen haben dürfte. Mit ihr werden noch zahlreiche malerische Winkel und idyllische Uferpartien am Rheine verschwinden. Einige der stimmungsvollsten hat für alle Zeiten unser Künstler Emil Bollmann mit dem Stifte festgehalten. Wer je schon das alte Rheinstädtchen

besucht und sich an der stillen Schönheit des Rheines und seiner Umgebung erfreut hat, wird nur mit leiser Wehmut daran denken, daß das liebliche Landschaftsbild des „Zürcher Rheins“ der Technik geopfert werden muß. Sie alle und mit ihnen die Freunde des Heimatschutzes werden dem Künstler für seine Arbeit Dank wissen.

Friedrich Straßer, Eglisau.

Die Walküre.

Aus den Papieren eines Freundes nachgezählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

(Fortsetzung).

In der kleinen Residenz, in der von alters her das Theater alle Interessen in Anspruch nahm, war schon wochenlang vorher von nichts anderm die Rede als von der Aufführung der Walküre; Lohengrin und Tannhäuser und den Fliegenden Holländer hatte man schon oft gegeben, aber vom „Ring“, seiner gesanglichen und technischen Schwierigkeiten wegen, immer wieder Abstand genommen. Gelang die Walküre, so hoffte man den ganzen Zyklus bringen zu können, und das war ein Kühnes, aber auch vielversprechendes Unternehmen. Die Lust von Walküre ist von klassischen Zeiten her ein Gemisch von Oxen und Weihrauch, sie fällt einem auf die Nerven. Sogar ich, der junge Gelehrte, wie er im Buche steht, empfand die Spannung um mich her, und in fast andächtiger Erwartung sah ich dem großen Tage entgegen. Was das Publikum eigentlich ist, was es für den Dichter, den Komponisten, den Darsteller bedeutet, das

volles Bild. Marie ging schnell, die Hände im Sealmuff vergraben; das Jäckchen vom gleichen Pelz und das Barett, unter dem ein paar widerspenstige Locken sich in die Stirn stahlen, paßten gut zu ihrem blassen und doch frischen Gesicht, sie sah lieblich aus. Mit einem freundlichen, aber hastigen Gruß wollte sie an mir vorüber, doch ich hielt sie auf: „Haben gnädiges Fräulein es so eilig, daß ich Ihnen nicht einmal guten Tag wünschen darf?“ Nun blieb sie stehen und lächelte: „Das dürfen Sie schon, Herr Doktor, ich hab' es gar nicht eilig, ich war nur mit meinen Gedanken wo anders.“ „Und an was dachten Sie?“ nahm ich mir die Freiheit zu fragen. Da wurde sie rot und sagte ein wenig verlegen: „Ich dachte an alte Zeiten und an Menschen, die damals jung waren, an die Sängerin Corona Schröter dachte ich, die ihre Rollen mit Goethe studierte. Köstlich muß das gewesen sein damals; aber schön ist es auch jetzt

lernte ich hier erst kennen, wo die Höhergebildeten nicht allein, auch die Spedebürger, Gewatter Schneider und Handschuhmacher, sich um das Theater stritten, als sähe jeder von ihnen in der Kommission. Nicht nur um das, was gespielt wurde, kümmerten sie sich, sondern auch darum, wie es gespielt wurde, ob der klassischen Tradition entsprechend oder nicht. So versicherte mir meine Handschuhvertäuflerin, ihr Mann hieß Theodor Körner, ganz ernsthaft, der Malvolio in Shakespeare's „Was ihr wollt“ sei des Anschauens wert, er sei wirklich in den Geist der Rolle eingedrungen, und mindestens so gut wie ein alter Professor sprach sie über Literatur und Ästhetik, als seien die Dichter ebenso platt und ledern wie ihre Handschuhe. Marie Bernhards sah ich nicht oft, einige Male von weitem im Theater, an der Seite der Hofkapellmeisterin, einer großen üppigen Frau mit rotem Haar und schwarzen Augen, die immer ein großes Gefolge um sich hatte, wie es die Primadonnen, auch von kleinen Bühnen, gewöhnt sind. Marie in dieser Gesellschaft kam mir unsäglich deplaciert vor; so sehr ich ihre Kunst bewunderte, so wenig mochte ich ihre Zugehörigkeit zum Theater leiden, und war es mir schon nicht angenehm, sie an Frau Gunter-Menottis Seite zu sehen, so berührte es mich noch peinlicher, wenn er sie begleitete, und das geschah sehr oft. Daß das mehr war als einfaches Interesse von meiner Seite, wollte ich mir nicht eingestehen, nur ihres Vaters wegen glaubte ich sie hüten zu müssen, ihres Vaters wegen sie vor Unvorsichtigkeiten und Enttäuschungen bewahren zu sollen.

An einem schönen Novembertag, der auf graue Nebel und Regenwolken gefolgt war, begegnete ich ihr im Park. Ein leichter Reif lag auf den blätterlosen Bäumen, und das zarte Gerippe des Buschwerks war mit Millionen von Tropfen behangen, die in der Sonne wie Diamanten funkelten, dazu die noch immer grünen weiten Rasenflächen, das gab ein reiz-



Emil Bollmann, Winterthur.

Eglisau. Blick aus dem Städtchen nach der Kirche.

in dem alten Nest, in dem wir Jungen nun unsere Flügel regen!"

"Die arme Corona ist verhältnismäßig jung gestorben," sagte ich, ohne ihren letzten Ausruf zu beachten, "und Goethe und die andern alle hatten sie schon vergessen."

"Vergessen zu werden, das ist unser Los" — ein leichter Schatten glitt über das junge Gesicht — "aber wer einmal oben stand auf der Höhe, der kann nie ganz unglücklich sein!"

"Kennen Sie Tiecks Novelle 'Des Lebens Ueberfluß'?" Sie schüttelte den Kopf: "Ach nein, Herr Doktor, ich bin überhaupt furchtbar ungebildet und wüßte vielleicht auch nichts von Corona Schröter, wenn nicht hier in W. die Literaturgeschichte lebendig auf allen Parkwegen einher spazierte. Aber der Titel, den Sie nannten, klingt nett, und von meinem Vater habe ich den Namen Tieck oft gehört." "Er war ein Romantiker, und romantisch ist auch der Inhalt dieser kleinen, an Geschicknissen armen, an Innerlichkeit reichen Geschichte. Vielleicht erzähle ich Ihnen einmal davon, wenn Sie für mich mehr Zeit haben!" Sie stand im Begriff, mir etwas Liebenswürdiges zu erwidern, als ein Schatten auf unsern Weg fiel: eine hohe elegante Männergestalt mit rotem Bart, in Pelz und Zylinder, kam uns entgegen. Der Gruß, der Marie zuteil wurde, war mehr als ehrerbietig; ein bewundernder Blick, vor dem sie errötete, begleitete ihn, dann streiften die scharfen grauen Augen auch mich, und der Herr ging vorüber. Es war der Intendant Baron Jgelstein, den ich schon öfters im Theater und im Klub gesehen hatte; er galt viel beim Großherzog, war aber bei den Künstlern eher gefürchtet als beliebt wegen seines herrischen, oft ans Brutale streifenden Auftretens. Ich wollte die Sängerin nach ihm fragen, aber dann unterließ ich es, um nicht indiskret zu scheinen. Beim Abschied versprach sie mir eine Karte für die Hauptprobe der Walfüre durch Gunter schicken zu lassen, was ich dankend annehmen mußte, obgleich mir die Idee, dem schönen Kapellmeister verpflichtet zu sein, nicht sonderlich Spaß machte.

Am Abend desselben Tages wurde ich im Künstlerhause dem Intendanten vorgestellt. Er hatte Jakobs dazu veranlaßt und war sehr artig und entgegenkommend gegen mich, was mich umsomehr überraschte, als ich ihn schon wiederholt in der Schmiede gesehen hatte, ohne daß es ihm um einen Annäherungsversuch zu tun gewesen wäre. Da er mich sehr liebenswürdig aufforderte, ihn zu besuchen, blieb mir nichts anderes übrig, als einige Tage darauf meine Karte in der Schlüsselburg, so hieß seine schöne Villa, abzugeben. Ich wurde angenommen und sah nicht nur ihn, sondern auch seine Gattin, eine geborene Russin aus fürstlichem Geblüt, die gebrochen deutsch sprach, aber trotzdem sehr gelungene Akterin fand und in ihrer drolligen Art und Weise stets den Nagel auf den Kopf traf.

Nicht lange nach dieser Visite erhielt ich eine Einladung zu einem Diner bei Baron und Baronin Jgelstein und zögerte nicht zuzusagen, umsoweniger, als ich hoffen durfte, Marie Bernhardt dort zu sehen. Es war eine andere Welt, die sich vor mir auftrat, Hofluft, die mir entgegenschlug, das Planetensystem mit Sonne, Mond und Sternen ins Menschliche übertragen, nur daß mir die Konstellationen fremd waren. Von all dem, was draußen vorging, drang kein Ton in diese geschlossenen Räume, und trotzdem viel gesprochen, debattiert, gestritten, Thesen aufgestellt und wieder umgestoßen, Intrigen eingefädelt und ausgefädelt, Menschen und Schicksale wie Federbälle hin- und hergeworfen wurden, hatte ich das Gefühl, als sei es nichts Wirkliches, sondern ein Trugbild, das vorüberausche wie die Träume in Andersens Schneekönigin. Für den Künstler freilich sind solche Salons der Rahmen, denn er für seine Persönlichkeit braucht, und der Rahmen der Baronin Jgelstein war tadellos.

Eine Flucht kostbar eingerichteter, durchwärmter und erleuchteter Säle, Blumen in Hülle und Fülle, sodaß man das Schneetreiben draußen vergaß, und inmitten dieses vornehmen Luxus, dieser Auserlesenheit sie selbst, groß, blond, mit hell-

bewimperten flugen und lustigen Augen in dem weißen regelmäßigen Gesicht, über ihre Umgebung hinwegschauend, als sei der ganze Reichtum, Glanz und Fülle nicht vorhanden und als seien nur die paar Menschen, auf die sich ihre flugen, etwas mokanten Blicke richteten, des Anschauens wert. Viele Jahre sind seitdem verflossen, aber wenn ich daran zurückdenke, fühle ich immer wieder den hellen, durchdringenden Blick auf mir ruhen, der wie eine Sonde in mein Inneres griff und das, was ich scheu verbarg, hervorholte ...

Es waren höchstens fünfzehn Personen geladen, darunter der Hofmarschall des Großherzogs mit Gemahlin und Töchtern, einige Offiziere, die für Musik schwärmten, der Leiter unseres Archivs, Geheimrat Borstel, und vom Theater das Gunter'sche Ehepaar, Marie Bernhardt und der schöne Regisseur, der meist an einer Säule lehnte und die Hausfrau in ihrem rosa Brokatkleid mit den echten venezianischen Spitzen anhimmelte. Der Intendant machte in sicherer, etwas steifer Weise, die von seiner Jovialität im Künstlerhause abstand, die Hommages, er hatte für jeden seiner Gäste ein verbindliches Wort und dirigierte jeden dahin, wo er ihn haben wollte, bis auf den Hofmarschall, der sich seinen Weg selber suchte und dessen verzunkeltes, aber geistvolles Gesicht bald neben Marien auftauchte, die in anmutiger Haltung, von einer Riesenpalme überschattet, am Flügel stand. Sie hatte meinen Gruß etwas befangen erwidert, während Gunter lebhaft auf mich loskam und mich mit einer Wärme begrüßte, die vielleicht mehr meinem Hiersein als meiner Person galt.

Nach dem Essen, das in einem getäfelten Zimmer mit Jagdemblemen eingenommen wurde und bei dem ich zwar neben Marie saß, aber nur wenig plaudern konnte, da ihr anderer Nachbar, der Hofmarschall, sie in Anspruch nahm, wurde musiziert. Ein Haydn'sches Trio, von Gunter, dem Intendanten und einem jungen Leutnant vorgetragen, machte den Anfang. Die ewig junge, von Grazien gewiegte Kunst des alten böhmischen Meisters wirkte wie der fatalische Quell auf unsere Seelen, sie spülte den Alltagsstaub hinweg und machte sie empfangsfreudiger für die folgenden Genüsse. Auf dem goldenen Mosaiktischchen neben der Hausfrau lag ein beschriebenes Kärtchen; sie winkte mich heran, gab es mir und sagte in ihrem drolligen Deutsch: "Wenn man nicht weiß, was anfangen, man macht Programm." Ich habe das Kärtchen aufgehoben, und auch die Worte der Russin habe ich behalten, sie passen so gut als Devise über manches Leben ... Jenen Abend aber hatte das musikalische Menu noch einen besondern Grund; denn gleich nachdem die Schlußakte des Trios verklungen waren, wurde der Hausherr abgerufen und kehrte wenig Augenblicke später mit einem älteren, schlanken, distinguiert aussehenden Herrn zurück, vor dem sich alle Anwesenden tief verneigten, dem Großherzog. Der greise Fürst küßte der Hausfrau ritterlich die Hand und bat, sich ja nicht durch ihn stören zu lassen; nachdem er auf dem geklümmten Louisquinze'sofa zwischen ihr und der Hofmarschallin, die ganz verklärt dreinschaute, Platz genommen, nahm das Konzert seinen weiteren Verlauf. Frau Gunter-Menotti war an der Reihe; sie sang die Arie der Elisabeth aus Tannhäuser, ihr Gatte begleitete am Flügel. Der gelbe Atlas ihres Schleppkleides knisterte, als sie sich in Positur stellte, ihre roten perlendurchflochtenen Haare leuchteten, ihre schwarzen Augen sprühten, die ganze Frau sah aus wie eine Flamme; aber leider hatte die Stimme nichts Feuriges mehr an sich, ein hoher ausgefingener Sopran, dem weder Kunst noch Routine den verlorenen Schmelz zu ersetzen vermochten. Man sah an der wogenden Brust, wie sehr sie sich anstrengte, den Gruß an die Halle herauszuschmettern, aber der jubelnde Verdhenaufstieg, wie Wagner ihn so schön erträumt, versagte. Als sie geendet, flüchtete der Großherzog lebhaft Beifall, und Baron Jgelstein brachte eigenhändig einen Korb Rosen herbei, die, extra aus Nizza bestellt, um diese Jahreszeit mit Gold aufgewogen waren. Man umdrängte die Primadonna, in deren Zügen der Triumph befriedigter Titel-



Am Vierwaldstättersee (1911).
Kindismord-Kapelle.

Bahy Släger, Zürich.

keit zu lesen stand; huldvoll nahm sie die Komplimente in Empfang. Nun sollte Marie singen, und wie der Intendant sie an seinem Arm zum Klavier begleitete, fiel mir wieder auf, daß sie doch gar nicht fürs Theater paßte, daß sie von Kopf bis zu Fuß eine Dame war und mit den Kolleginnen nichts gemein hatte, Gott sei Dank! „An die Musik“, von allen Schubert'schen Liedern das einfachste, künstlerisch selbstverständlichste und innigste, ein Weiheopfer des Genius! Nur junge keusche Lippen, nur eine warme junge Stimme können dieses „Du holde Kunst, ich danke dir“ singen und sagen. Jene Unschuld, von der der Dichter meint, daß sie mit dem Morgenmehl fliehe, liegt darin. Wie eine Muse war Marie in dem weißen Crepe de Chine-Kleide mit den blauen Hyazinthen im Haar und im Gürtel anzuschauen. Vom Augenbilde an, wo sie die Lippen öffnete, war sie der Wirklichkeit entrückt, das schüchterne Mädchen in die sichere Künstlerin verwandelt. Ganz still wurde es nach dem schönen kurzen Liede, so, als könne man die Herzen schlagen hören; dann setzte es wieder ein, wie Sturmgebräus wogte die Begleitung unter Gunter's Händen: „Der Erbkönig“. Es ist ein eigen Ding um eine Ballade, die will erlebt sein, nicht nur gesungen. Es war aber, als zöge der Geistesputz wirklich durch den Raum: Erbkönigs Mantel umwehte uns, die Schleier seiner Töchter verhüllten unsere Augen, daß sie die Wirklichkeit vergaßen, seine Stimme klang dämonisch an unser Ohr, bittend, verheißend, begehrend, und in das Loden und Drohen mischte sich der beruhigende Zuspruch des Vaters, das zitternde, schluchzende Entsetzen des Knaben. Kurz und schmerzvoll, wie eine Saite auf der Geige springt, war das Ende, Marie sagte die letzten Worte mehr, als daß sie sie sang, wie ein leiser Schauer liefen sie über uns hin ... Der Hausherr hatte sich erhoben. „Wundervoll!“ kam es von seinen Lippen; damit löste sich der merkwürdige Bann, in dem totenstillen Saale wurde man lebendig, alles applaudierte, alles umringte die Sängerin, der Großherzog ging auf sie zu, reichte ihr die Hand, und man hörte ihn immer wieder „Charmant, charmant“ wiederholen. Die Kapellmeisterin war leise hinter ihren Mann getreten, der ganz blaß und ergriffen am Flügel saß; sie sah mit einem schlimmen Lächeln auf Marie: so mochte einst Katharina von Medici ihre Rivalinnen angelächelt haben. Die Baronin Igelstein dagegen nahm mit der ihr eigenen graziosen Ruhe die beiden Hände des jungen Mädchens, zog es an sich und küßte es mit einem „Und das war schön“ auf beide Wangen. Dann überließ sie Marie ihren andern Verehrern und sagte zu mir halblaut im Vorübergehen: „Und ich weiß, daß Sie mich haben beneidet in diesem Augenblick, mein Herr! Man muß nicht werden rot, wenn man ist ertappt, mein Herr!“ Ihr liebenswürdiges, aber mokantes Lächeln riß mich aus dem siebenten Himmel meiner Schwärmerei wieder in die Wirklichkeit zurück.

Alle Genüsse dieser Welt haben einen Vor- und Nachgeschmack, das sollte ich am Tage nach diesem schönen, an Eindringen reichen Abend erfahren. Als ich in das Archiv kam, wurde ich von Jakobs, den ich seit der Vorstellung vom Intendanten nur flüchtig gesprochen hatte, begrüßt. Er sah mich mustern von oben bis unten an und sagte mit einer Lustigkeit, wie sie Menschen annehmen, die etwas Unangenehmes auf dem Herzen haben: „Nun, wie gehts? Ist Ihnen bereits der Kammerherrenschlüssel auf der Schlüsselburg verliehen worden? Sie müssen nämlich wissen, mein Gutester, es gibt nicht nur einen Violin- und einen Bassschlüssel, sondern auch einen für diplomatische Noten. Darum heißt es auch das Europäische Konzert, von dem unsereins aber nichts zu hören und zu sehen bekommt.“ — „Wenn Sie die gefräßige Gesellschaft meinen, so kann ich nur mit Vergnügen daran zurückdenken, Ursache darüber zu spotten, habe ich keine.“ „Sachte, sachte,“ meinte er mit einer gewichtigen Miene, „Sie sind ein Neuling in der großen Welt, und daß man dort nichts geschenkt kriegt, das wissen Sie noch nicht, nicht einmal das scheinbare Wohlwollen. Nehmen Sie sich in acht! Sie geht noch, aber er!“ Ich war

indigniert und schwieg; so blieb ihm, trotz seiner geheimnisvollen Miene, auch nichts anderes übrig, als mich in Ruhe zu lassen, obgleich diese Ruhe unter seinen Andeutungen etwas schwankend geworden war.

Eine Woche später ging ich zur Erstaufführung der Walfüre. Die Generalprobe war mir doch verschlossen geblieben, denn Gunter hatte es vergessen, mir eine Karte dafür zu senden. Das kleine Theater war festlich beleuchtet und ausverkauft, und alles, was W. an Musikfreudigen und Musikverständigen besaß, hatte sich eingefunden, wie eine erwartungsvolle Weihe lag es über dem Publikum. Der Großherzog war in der kleinen Hofloge erschienen, Intendant und Intendantin mit ihrem lang-aufgeschossenen blonden Sohne saßen in ihrer Loge ihm gegenüber, die Hofgesellschaft füllte den ersten Rang. Mir war wohl, in der Menschenwoge des Parquetts unterzutauchen, aber nicht lange, denn Jakobs hatte richtig seinen Sitz neben mir gefunden und unterließ es nicht, Leporello gleich die Anwesenden durchzubeheln. Der eiserne Vorhang wurde aufgezogen, der erste Akt begann. Frau Gunter-Menotti als Sieglinde und ihr Partner Friedrich Franzius von der Berliner Oper, als Gast, der den Siegmund zu seinen besten Rollen zählte, taten sich neben Hunding, dem W.'schen Bassisten, hervor, und wenn auch vom Dirigenten, beim vorschriftsmäßig vertieften Orchester, nicht viel zu sehen war, so spürte man doch seine schwingvolle und poetische Leitung durch alle Instrumente hindurch, die ihm gehorchten wie das Schiff dem Steuermann. Das grandiose Gemälde, das Wagner mit so blühenden Tönen ausgemalt, kam zu seiner Wirkung; aber es blieb auch dabei, wirklich empfundenen Leben wurde es nicht. Frau Gunter-Menottis aufplodernde Leidenschaft ließ mich kalt wie ein Magnesiumfeuer, die blühenden Spangen, die ihr Gewand auf den weißen Schultern zusammenhielten, schienen echter als das Gefühl, das sich in ihrem Gesange ausdrückte, und gerade von der Sieglinde hätte ich so gerne einen warmen und rührenden Ton gehört. Indes, sie kannte ihre Zuhörer und wußte genau, wodurch sie wirkte. Ob sie schleppenden Ganges über die Bühne schritt, Siegmund das Trinkhorn kredenzend, oder ob sie den Kopf mit dem falschen Blondhaar in den Nacken warf und die weißen Arme, wie von Liebessehnsucht überwältigt, ausstreckte, immer fand sie Bewunderung, und die Offiziere im Parquet und die zahlreichen Mädchenpensionate klatschten unermüdlich Beifall. Auch Jakobs schien entzückt und hingenommen; das Opernglas fest vor den kurzichtigen Augen, stieß er einmal über das andere: „Großartig, großartig“ hervor und schnarchte beinahe vor aufgeregter Begeisterung.

Nun ging der Vorhang zum zweiten Mal auseinander. Die kleine Bühne war geschickt in ein Felsental verwandelt worden, Stufen, in den Fels gehauen, führten von Wallhall hernieder, eine Art Sockel bildend für die Maid Brunhilde. Ein Akt des Staunens, der Bewunderung drängte sich von den Lippen der Zuschauer: das war keine aufgepußte Theaterpuppe wie jede andere, das war die Walfüre, wie Wagner sie sich erträumt, die schöne Dichtung lebendig geworden, verkörpert in Fleisch und Blut. Zwischen ihren Schwestern im ersten Bilde erschien sie wie ein wilder Schwan, wie ein stolzer Aar, der die Schwingen regt, so wirkte sie in der zweiten Szene. Das Kühne, Sichere, Siegesbewußte der Schildmaid, das jungfräulich Herbe und doch so Liebliche dieser Trautesten von Wotans Töchtern, das gab sie, als sei es ihr angeboren. Der Gesang war ein Teil ihres Spiels, das Spiel war stumme Musik, rhythmisch jede Pose, melodisch jeder Aufschlag der schönen Augen, jede Bewegung der weißen Hand, die den Speer umschloß, jedes Vorwärtstreben des sandalengeschmückten Fußes. Und wie sie zögerte, als sie Sieglinde in Siegmunds Armen erblickte, wie das Verhängnis, das unerbittlich aus dem Geschehnisse dieser beiden auch für sie emporwuchs, einer Woge gleich über sie hinflutete! „Die Menschen nennen es Liebe, die Teufel nennen es Pein!“ Und sie stand und lauschte, und sie stand und schaute verwundert dem Tun dieser beiden zu, die in



Arnold Stockmann, Luzern. Drei Anhänger, die beiden l. u. r. in Silber getrieben, der mittlere in Gold mit grünem Turmalin und Perlen.

einem innigen Kusse die Welt um sich vergahen, und wie ein Blühstrahl den härtesten Panzer zerschmilzt, so schmolz die Flamme der Erkenntnis ihres Herzens ehernen Gleichmut dahin... Die Todeskündigung an Siegmund war ein Meisterstück. Wie ein Bote des Lichts, der Finsternis verkündigen soll, aber der das lachende, jubelnde, lockende Verderben nicht mehr mit dem gewohnten göttlichen Uebermut empfindet, dem Mitleid, dieses menschlichste aller Gefühle, sich offenbart und der sich bewußt wird, ein Weib zu sein! Innerer Kampf und seelische Bewegung spiegeln sich in ihren reinen schönen Zügen wider, die edle Gestalt, die den Helden mahnte, sie wirkte wie eine Vision. Als hätte die Kunst mit ihren Nektartropfen uns berauscht, so lauschten und schauten wir...

In der großen Pause sprach mich der Intendant im Foyer an und forderte mich auf, seine Gattin in ihrer Loge zu begrüßen. Die Baronin Igelstein, die ihren langaufgeschossenen rotblonden Sohn neben sich hatte, war sehr gnädig. Mit freundlichem Lächeln streckte sie mir die weiße Hand entgegen und sagte einige anerkennende Worte über Mariens Spiel und Gesang. „Musik ist wie Taupfen, wenn Sonne sich darin spiegelt, flüchtig, aber schön, man möchte mit den Ohren trinken, nicht wahr, mein Herr?“ Und dann stellte sie mir ihren großen blonden Knaben vor, indem sie ihn wie ein kleines Kind zu sich heranzog: „Kolia ist auch ganz verliebt in Walküre und noch mehr in Fräulein Bernhards selber, möchte ihr Hof machen. Hat mich gefragt, was sei Flirt, habe ich gesagt, Flirt ist Vorspiel von Liebe. Wenn Vorhang geht auf, man weiß nicht, was wird sein Glück oder Drama.“ Der errötende Kolia machte sich los und drückte sich verlegen in die dunkelste Logenbank, während sich diese halb ernsthaft, halb spöttisch gesprochenen Worte gleich einer Sonde in mein Herz senkten. Aus meiner poetischen weltentrückten Stimmung war ich heraus, die Baronin Igelstein hatte nun einmal das Talent, meine Seele als Schiefertafel zu betrachten und unbarmherzig mit ihrem Griffel darauf herumzutreiben.

Der Fortgang des Märchens auf der Bühne brachte mich endlich wieder auf andere Gedanken.

„War es so schmachlich, was ich verbrach, war es so niedrig, was ich getan?“ Zu Wotans Füßen die zerknirschte Maid. Der Helm war ihr vom Haupte gesunken, daß das eigene herrliche Haar wie ein Mantel über den weißen Nacken fiel, Schwert und Schild waren ihren Händen entglitten; nicht mehr gewaffnet, nicht mehr beschirmt, ein hilflos und gescholten Kind, so kniete sie vor dem Vater, der ihr zürnte. Und in der Ohnmacht, in der Hilflosigkeit dieser königlichen Gestalt lag ein rührender Reiz, eine Zärtlichkeit und eine Hingabe, die das frohe, sieges sichere Selbstbewußtsein der vorhergegangenen Szenen weit übertrafen. Lautloser Schmerz, unausgesprochener Jammer, die Perlenschnüre der Empfindung zerrissen, sodaß die kostbaren Augen achlos zu Boden glitten, die ungeweihten Tränen in einem Seufzer dahinstarben, so gab es Marie! Und nun der Feuerzauber — leise hob er an, ein Flammenreigen, unter dessen Klängen die schöne, zum langjährigen Schläfe verurteilte Brunhilde in Schlummer sinken mußte. Die süße Melodie erblickte, wie tausend Rosenfelde, die einem Stamm entprießen, jede Rose ein Funke und jeder Funke ein Klang, und Blüten und Flammen vermählen sich, daß Ton und Farbe eins werden, bis singender Schein und feuriger Sang die ganze Bühne ausfüllen. In dieses Meer von Licht und Musik wird die Walküre gebettet, Wotan spricht ihr den Zaubersegen, auflöhen die purpurnen Flammen um den steinernen Sarkophag! „Sei, was du sonst noch bist, Walküre bist du gewesen,“ dies

schlimme Wort kehrt nicht wieder, wohl aber das väterliche: „Du, mein trautes Kind!“ Und wie einen berauschten Liebestrank saugt die Seele die Harmonien ein, möchte das holde Bild festhalten, die schöne Schlaferin schauen, den fliehenden Augenblick erhaschen, halten, umfassen, da schließt sich leise, leise der Vorhang, es ist zu Ende...

Erst Stille, wie immer, wenn die Menge sich ergriffen fühlt, dann jubelnder Beifall, wie ihn das alte Haus so intensiv wohl selten erlebt hatte. Es war fast, als habe der Flammenschein der Bühne bei den Zuschauern ein Echo gefunden, sie erwärmt und begeistert. Und Mariens und Gunters Namen auf allen Lippen, als gelte der



Arnold Stockmann, Luzern. Franz Liszt=Plakette (1911), frei in Silber getrieben.



Arnold Stockmann, Luzern. Silber-bergoldete Gobelets, geschmiedet und ziseliert (das eine Mal Trauben und Vögel, das andere Mal Trauben und Putten).

Beifall ihnen allein. Siebenmal wurden die Darsteller und der Kapellmeister hervorgehoben, der Erfolg war entschieden.

Als ich Hut und Ueberzieher in der Garderobe suchte, hörte ich mich beim Namen rufen, und als ich mich umsah, stand der alte Bernhardi mir gegenüber. Er war auf einer Konzertreise begriffen durch W. gekommen und hatte gerade noch den letzten Akt anhöhen können, ohne daß seine Tochter etwas von seiner Anwesenheit wußte. Jetzt wollte er sie überraschen, um zwei Uhr nachts ging sein Zug weiter. „Wir Künstler haben nie Zeit für einander, darum genießen wir die paar Augenblicke Beisammensein doppelt. Kommen Sie mit uns, Doktor, in den Russischen Hof; da können Sie der Marie Ihr Kompliment machen!“ (Fortsetzung folgt).

Arnold Stockmann.

(Mit neun Bildern im Text).

Seit längerer Zeit hört man diesen Namen bald an Ausstellungen, bald in Kunstbetrachtungen mit besonderem Nachdruck nennen. Es ist nicht mehr zu früh, wenn auch hier mit kräftigem Finger auf den jungen, aber in seiner Art reifen Gold- und Silberkünstler hingewiesen wird. Den besten Fingerzeig geben freilich die beifolgenden Abbildungen selbst. Wer diese Becher und Teller, Tafelaufsätze und Schmuckstücke an Ring und Kettlein betrachtet, braucht gleich dem Schreiber hier gar nicht erst ein Fachmann oder Kenner des Technischen an dieser Kunst zu sein, um mit seinen gesunden, unverbildeten Sinnen sogleich wahrzunehmen: Hier wirkt ein feiner und erfindungsfroher Geist, der von dem Nachschub, aber auch von den jähen Avantgarden der Mode gleich weit entfernt oder besser unabhängig dasteht und ein vornehmes, persönliches Geschmäcklein in das simpelste Gerät zu bringen weiß. Als ein Wertstück, in dem sich Einfachheit, edles Maß und eine tüchtige Selbständigkeit prächtig zusammenfinden, gilt mir vor allem der Kelch für die Paulus-

kirche in Luzern, in alter Vergoldung, ganz von Hand getrieben und ziseliert, Schmuck und Stoff, Form und Zutat in eins wie von selbst verwachsen. Eine noch natürlichere und vollends runde Kunst erblicke ich im handgetriebenen Becher des Regattaverains Luzern, aus dessen Stengel ein prachtvoll stilisiertes Rosenbäumchen wächst und aus der Ziselierung heraus sich in einen zarten Deckelgriff mit grünem Jaspis knüpft, so fein und flug, daß die Täuschung zwischen bloßer Zeichnung und wirklicher Formengebung sozusagen Wahrheit wird. Von Selbstsucht und Maß redet der eine Tafelaufsatz mit halbrund geschwungenem Horn. Das Gegenstück beweist, wie lebendig und phantasiavoll Stockmann das gleiche Thema durchzudenken und mit welcher kostbarer Hand er es in Form zu bringen weiß. Wir haben hier Marmor, Bronze und Silber in glücklicher Abstimmung der Farben. Eine satte Freude genießt das Auge auch an dem schlanken Viskorkännlein, zu dem ein Teller mit flott durchbrochener Randarbeit gehört. Welche Leistung man auch prüft, überall tut einem das Ungeachtete und doch so Zutreffende dieser Stockmann'schen Juwel- und Goldschmiedekunst wohl. Auch in den drei reichern Bijouterien zum Anhängen verlagert dieser Geist einer wahren und ehrlichen Kunst nicht.

Aber Arnold Stockmann ist auch Medailleur und Präger von lebenswahren Köpfen. Die Wagner-medaille *) und die Franz Liszt-Plakette sind mir besonders im Gedächtnis. Das vorzügliche Merkmal

*) Vgl. „Die Schweiz“ in diesem Jahrgang S. 207.



Arnold Stockmann, Luzern. Viskorkännchen (Kristall in vergoldetes Silber gefaßt, ziseliert und durchbrochen) und Teller dazu (ebenfalls ziseliert und durchbrochen).